Weibliche Identitätsbildung im öffentlichen Raum: eine historische Betrachtung

Autor(en): **Imboden, Monika / Meister, Franziska**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Ingenieur und Architekt**

Band (Jahr): **118 (2000)**

Heft 13

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-79898

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Monika Imboden und Franziska Meister, Zürich

Weibliche Identitätsbildung im öffentlichen Raum

Eine historische Betrachtung

Der öffentliche Raum – der urbane Aussen-Raum – begann sich insbesondere im 19. Jahrhundert zu einem eigentlichen Nicht-Ort für Frauen zu entwickeln. Dieser historische Prozess und der damit einhergehende Wandel seiner Wahrnehmung sollen hier kurz skizziert werden.

Auf dem Höhepunkt der mit filmtechnischen Mitteln noch gesteigerten Dynamik und Hektik in Walter Ruttmanns Dokumentarfilmklassiker «Berlin, Sinfonie einer Grossstadt» von 1927 verliert eine Frau im Strudel der urbanen Reizüberflutung die Kontrolle über sich selbst und wird vom grossstädtischen Sog quasi verschlungen: sie stürzt sich über eine Eisenbahnbrücke in die Wogen der Spree. Mit dieser kurzen Sequenz inszeniert der Film ein klassisches Thema der Moderne: Grossstadterfahrung als Gefährdung der Identität, die Grossstadt als Ort des potentiellen Identitätsverlusts – insbesondere für Frauen.

Identitätsbildung als Prozess ist grundsätzlich gebunden an Interaktionen des Individuums mit seiner Umwelt. Sie ist verknüpft mit Aspekten der Sozialisation, mit aktiver Erschliessung von konkreten Räumen und kommunikativer Vernetzung innerhalb dieser Räume. Das Aufkommen des bürgerlichen Geschlechtermodells[1] und seine Verbreitung im Verlauf des 19. Jahrhunderts waren verbunden mit einer Zweiteilung und geschlechterspezifischen Codierung des gebauten urbanen Raums. Während Männer sich den gesellschaftspolitischen Bereich aneigneten und im öffentlichen Raum präsent waren, wurden Frauen in den privaten Innen-Raum, die Reproduktionssphäre, verwiesen. Diese Räume fungierten folglich als primäre Sozialisationsräume, was dazu führte, dass sich eine stark polar geprägte geschlechterspezifische Identität ausbildete und über Generationen reproduzierte.

Erst mit diesem Hintergrund können wir auf die Frage eingehen, inwieweit im Entstehungskontext neuer urbaner Räume Frauen Chancen erwuchsen, diese Räume mitzuprägen; d.h. umgekehrt, inwieweit weibliche Identitätsbildung mit ihrem Eindringen in den öffentlichen Raum verknüpft werden konnte. Dabei konzentrieren wir uns auf den Zeitraum des Urbanisierungsschubs um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert sowie auf die bislang noch kaum erforschten Zwischenräume oder halböffentlichen Räume.

Verdrängung von Frauen aus dem öffentlichen Raum

Im Zusammenhang mit der Frage, wie es zu einer männlichen Codierung des öffentlichen Raums kam, spielt die Parallelität zweier historischer Prozesse eine entscheidende Rolle: Die Konsolidierung des bürgerlichen Geschlechtermodells um die Mitte des 19. Jahrhunderts fiel zeitlich zusammen mit neuen Konzepten in Architektur und Städtebau, die – aufgrund des enormen Bevölkerungswachstums und der allgemeinen Verstädterung im Kontext der Industrialisierung und ihrer sozialen Folgen – den aus allen Nähten platzenden Städten zu Hilfe eilen sollten. Wie Haussmanns radikaler städtebaulicher Eingriff in Paris verdeutlicht, hatten Städtebau und Architektur als ideelle Überhöhung der sozialen Ordnung zu fungieren. Der gebaute öffentliche Raum war das Medium – seine Repräsentationsarchitektur, seine Monumente und Heldendenkmäler waren die Kristallisationspunkte der bürgerlichen Gesellschaft. Die urbane Repräsentationsarchitektur entsprach damit einer nach aussen in den öffentlichen Raum getragenen Inszenierung männlicher bürgerlicher Identität.[2]

Dieser Prozess männlicher Codierung öffentlichen Raums nun kann beispielhaft am Fall des Zürcher Chratzquartiers verfolgt werden, das der Bahnhofstrasse und den neuen Verwaltungs- und Geschäftsgebäuden an der Limmat weichen musste.[3] Getragen von bürgerlichen Repräsentationsvorstellungen, wie sie sich in den Plänen des Stadtingenieurs Arnold Bürkli niederschlugen, vollzog sich der Bau der Bahnhofstrasse ab Mitte der 1860er-Jahre ganz im Stil eines Prachtboulevards, der Bahnhof und See miteinander verband. Am Kopf dieser Flaniermeile, mitten auf dem Bahnhofplatz und mit Blick entlang der Bahnhofstrasse Richtung See, thronte ab 1889 der Stadtzürcher Repräsentant des Bürgertums schlechthin, der Grossindustrielle und Politiker Alfred Escher.

Die Aufschüttung des Fröschengrabens – traditioneller Wasch- und Treffpunkt von Frauen aus dem Chratzquartier – im Zuge des Bahnhofstrassenbaus leitete einen Prozess der zunehmenden Verdrängung von weiblichen Alltagsaussenräumen ein. Kaum hatten sich die Frauen auf den Waschschiffen in der Limmat neu eingerichtet, beschlossen die Stadtplaner, just an jener Stelle die neuen Stadthäuser zu errichten, welche sich als eine imposante Reihe von Repräsentationsbauten entlang der Limmat bis zum See ziehen sollten. Damit stand der sogenannten Aufwertung der Bahnhofstrassenumgebung zum bürgerlichen Geschäfts- und Wohnquartier nur noch die bisherige Nutzung des öffentlichen Raums durch Frauen aus dem Chratzquartier im Weg. Mittels entsprechender Verordnungen, die sich in erster Linie gegen Tätigkeiten von Frauen im öffentlichen Raum richteten – etwa gegen das Waschen und Aufhängen von Wäsche auf dem Marktplatz –, fanden diese sich zusehends in den Privatraum zurückgedrängt. Mit dem Prozess der Ver(gross-)städterung gegen Ende des 19. Jahrhunderts sahen sich Frauen also mit einem wachsenden Legitimationsbedürfnis für ihren Aufenthalt im öffentlichen Raum konfrontiert.

Flaneur und Prostituierte: zwei Stereotypen im öffentlichen Raum

Der urbane Modernisierungsschub veränderte die Wahrnehmung der Stadt massiv. Der öffentliche Raum mutierte zum wilden «Dschungel», dessen Gesetze man kennen musste, um sich unbehelligt und ungeschoren darin bewegen zu können. Im urbanen Verkehrs- und Menschenchaos drohte die Überflutung mit Sinnesreizen. Das neue, aufdiktierte Tempo, immer schnellere Abfolgen unterschiedlichster Eindrücke bestimmten das Leben im öffentlichen Raum. Die Grossstadt wurde verantwortlich gemacht für die «Steigerung des Nervenlebens»; dafür, dass das Individuum zunehmend vor dem Problem stand, seine Selbständigkeit und Eigenart gegenüber der Gesellschaft zu wahren.[4]

Ein Sozialtypus hingegen, der seine Identität genau in diesem Milieu konstituierte, war der Flaneur.[5] Der Flaneur – wohl-

weislich handelte es sich hier um die männliche Spezies - war archetypischer Besetzer, vor allem aber Beobachter des öffentlichen Raums: «the gaze is male»[6]. Während er unbehelligt zu allen Tages- und Nachtzeiten durch die Strassen und Passagen schlendern konnte, erhielt eine Frau, die sich dieselben Freiheiten herausnahm, das Stigma des Strassenmädchens: Das weibliche Pendant zum Flaneur ist die Prostituierte. Eine junge Frau, die sich im eingangs erwähnten Film von der gehetzten Menge absetzt, indem sie gemächlich die Strasse herunterschlendert, entpuppt sich in einer der wenigen inszenierten Sequenzen des Dokumentarfilms - der zeitgenössischen Wahrnehmung entsprechend - als Prostituierte: Durch die Schaufenster eines Geschäfts, das sich über ein Eckhaus erstreckt, nimmt sie über die käuflichen Auslagen im Laden hinweg Blickkontakt auf mit einem potentiellen Kunden. Und dieser spricht auch prompt darauf an. Er macht auf dem Absatz kehrt und eilt der Frau nach, um in der nächsten Einstellung gemeinsam mit ihr aus dem Bild zu entschwinden.

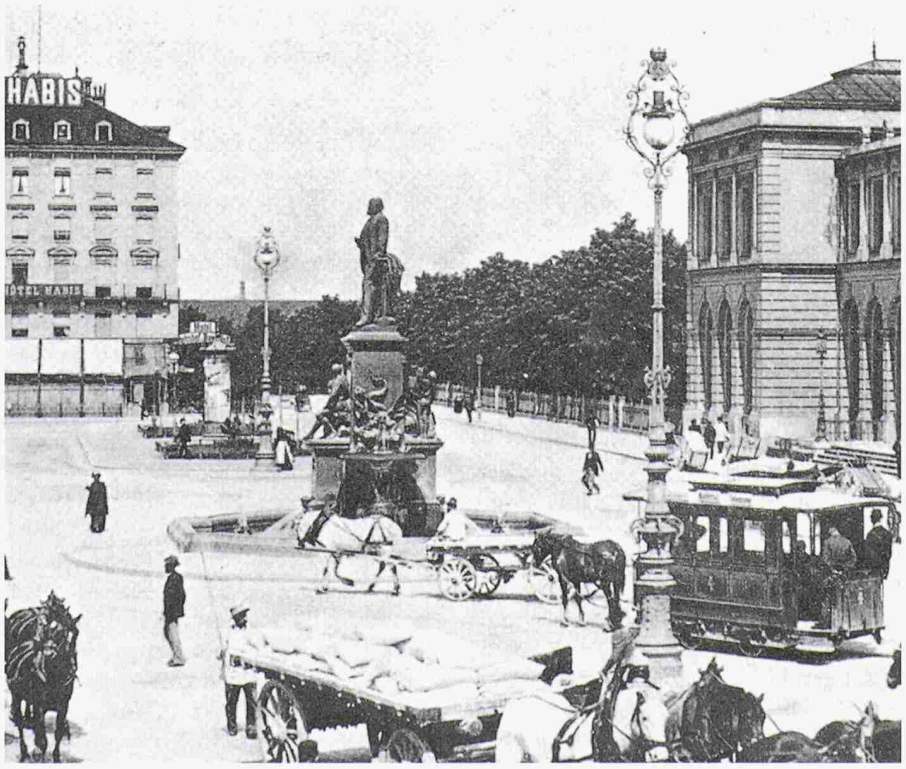
Stadt als Transitraum für Frauen

Der öffentliche Raum der Grossstadt war für um ihren Ruf besorgte Frauen vor allem ein Transitraum. Frauen, denen das nicht bewusst war, die mit den Regeln des «Grossstadtdschungels» nicht vertraut waren, weil sie vielleicht erst vor kurzem als Arbeitssuchende vom Land in die Stadt gekommen waren, drohten im öffentlichen Raum allerlei, vor allem aber sittliche Gefahren. Gerade junge, unerfahrene Frauen mussten vor den grossstädtischen Versuchungen geschützt werden, galten sie doch als in ihrer Identität noch ungefestigt und deshalb den urbanen Sinnesreizen besonders ausgeliefert. Von einer solchen Wahrnehmung des öffentlichen Raums zeugt beispielsweise die sogenannte Bahnhofshilfe in Zürich. Der «Verein Freundinnen Junger Mädchen» (VFJM) fing alleinreisende Frauen am Bahnhof ab und informierte sie über «seriöse» Unterkunftsmöglichkeiten und Arbeitsvermittlungsbüros.[7] Damit sollte die Gefahr, sich aus Unwissenheit auf der Unterkunfts- und Stellensuche in «falsche» Strassen und Quartiere zu begeben, vermieden werden.

Unsere These, dass der öffentliche Raum für Frauen vor allem ein Transitraum war, lässt sich am Beispiel des «Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften» (zfv) noch erhärten. Die Hausordnung für die vorwiegend weiblichen Angestellten des von bürgerlichen Frauen getragenen Vereins aus dem Jahr 1916 spiegelt das Bedürfnis, das Verhalten von Frauen daselbst zu regeln. Bezeichnenderweise wurde dem weiblichen Servicepersonal nämlich mit der Anstellung zugleich eine Unterkunftsmöglichkeit in der Stadt geboten. Die Hausordnung regelte aber nicht nur das Leben am Arbeitsplatz und am Wohnort, sondern legte auch Wert auf «tadelloses, sittsames Betragen» der jungen Frauen in der «frei verfügbaren» Zeit, ja gar während des Urlaubs. Aus gesundheitlichen Gründen wurde den Angestellten ein täglicher Spaziergang von einer Stunde empfohlen und betont, dass solche Ausflüge in den öffentlichen Raum unbedingt gemeinsam zu erfolgen hätten.[8] Auch das Verhalten auf dem Nachhauseweg von der Wirtschaft ins Personalhaus war klar definiert. Die Frauen durften sich nach der Arbeit keinesfalls von einem Mann nach Hause begleiten lassen. Und spätestens bei dieser Vorschrift wird klar, dass der öffentliche Raum aus Sicht der bürgerlichen Initiantinnen der alkoholfreien Wirtschaften vor allem wegen den hier befürchteten unkontrollierten Kontakten zwischen den Geschlechtern als gefährlich galt und im schlimmsten Fall unliebsame Folgen wie uneheliche Schwangerschaften oder ein Absinken der Angestellten in die Prostitution nach sich ziehen konnte.

Nun handelt es sich bei diesen beschriebenen Beispielen um Wahrnehmungsmuster, die auf der Meinung beruhten, dass Frauen aus unteren sozialen Schichten im öffentlichen Raum gefährderter waren als Frauen aus dem gehobeneren Bürgertum; nur schon darum, weil erstere durch die ökonomischen Gegebenheiten meist gezwungen waren, einer Erwerbsarbeit nachzugehen und sich somit ganz automatisch im öffentlichen Raum bewegen mussten. Einiges schwieriger ist es, Quellen zu finden, die über das Verhalten der bürgerlichen Frauen im öffentlichen Raum Auskunft geben könnten.

Bilder wie das zeitgenössische Werbeplakat rechts auf der angrenzenden Seite unterstützen nochmals unsere These, dass der öffentliche Raum als Transitraum für Frauen gedacht war, ja dass hier Identität eigentlich nur in einem negativen Sinn gebildet werden und der öffentliche Raum für - vor allem bürgerliche - Frauen ein Nicht-Ort war. Die Frau auf dem Plakat, die in Begleitung ihres Dienstmädchens wahrscheinlich vom Einkaufen auf dem Markt kommt, versteckt ihre Identität unter Hut, Tüll und Handschuhen, so dass nicht einmal das kleinste Stückchen ihres Gesichts bzw. ihrer Haut sichtbar ist. Eine Frau aus gutem Haus hatte in der Öffentlichkeit durch rein äusserliche Distinktionsmerkmale wie Kleidung die Möglichkeit, sich visuell und standesgemäss von ihrem Dienstmädchen abzusetzen und von jedermann als «anständige» Frau, die im öffentlichen Raum nicht von Unbekannten angesprochen werden will, wahrgenommen zu werden. Im krassen Gegensatz zu ihrer «Madame» ist das Dienstmädchen abgebildet, das mit seinen Reizen nicht geizt und kess in die Runde schaut.



Alfred-Escher-Statue auf dem Bahnhofplatz in Zürich

Gerade weil hier wohl ziemlich starke Projektionen seitens des Künstlers im Spiel sind, finden sich auf dem Plakat zwei Stereotypen von Frauen wieder, wie sie in der Wahrnehmung der städtischen Gesellschaft um die Jahrhundertwende verbreitet waren. Das Korsett der Verpflichtung auf den Reproduktionsbereich dürfte vornehmlich Frauen aus dem Bürgertum eingeschnürt haben. Die Schwelle, sich den öffentlichen Raum anzueignen, war für sie besonders hoch. Falls wir nicht davon ausgehen wollen, dass sie gesellschaftlich isoliert in ihren vier Wänden gelebt haben, ist es an der Zeit zu fragen, in welchen Räumen sich Frauen ungestört bewegen konnten, wenn nicht im anonymen öffentlichen Raum.

Orte der Emanzipation?

Mit der Entstehung neuer urbaner Räume um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert erwuchsen gerade bürgerlichen Frauen Chancen, ihren sozialräumlichen Orbit auszudehnen. Inwieweit diese halböffentlichen Räume[9] - als typische Beispiele sind etwa Warenhäuser und Tea-Rooms oder alkoholfreie Gaststätten zu nennen - zu einem sich wandelnden Selbstverständnis dieser Frauen führten, inwieweit es sich bei diesen Räumen also konkret um «Orte der Emanzipation» in der weiblichen Identitätskonstruktion handelte, soll am Beispiel des Zürcher Warenhauses Jelmoli diskutiert werden. Das Warenhaus entstand im Kontext einer von kapitalistischen Zwängen geprägten urbanen Marktwirtschaft - hohe Bodenpreise aufgrund des zentralen Standorts verlangten hohe Umsätze, welche wiederum abhängig waren von einem möglichst breiten und preisgünstigen Angebot an Waren.

Dieser Entstehungszusammenhang zeitigte die eigentliche «Entdeckung» von Frauen als Konsumentinnen.[10] Es galt, gerade Frauen der kaufkräftigeren Schichten nicht nur ins Warenhaus zu locken, sondern sie auch zum Verweilen und vor allem zum Konsumieren zu verführen.[11] Dies geschah mittels gezielt eingesetzter raumgestalterischer Elemente, die das Ambiente bürgerlicher Privaträume reflektierten: Das Jelmoli-Gebäude war geschlossen und klar vom städtischen Raum abgegrenzt, um eine Atmosphäre von Schutz und Sicherheit zu vermitteln. Die Glasarchitektur entsprach dem bürgerlichen Repräsentationsbedürfnis, während die Infrastruktur mit einem Erfrischungsraum, mehreren Damentoiletten auf jedem Stockwerk und dem omnipräsenten, stets zu Diensten stehenden Verkaufspersonal auch höchsten bürgerlichen Komfortansprüchen zu genügen trachtete. Luxuriöse exotische

«Centralhalle». Plakat von Fritz Boscovits, 1906

Dekorationselemente wie Palmen, Papageien, üppig wallende Vorhänge, orientalische Teppiche - wahrscheinlich zählte auch der schwarze «Liftboy» nach damaligem Zeitverständnis dazu - spiegelten das Geschmacksempfinden des Bürgertums in der Belle Epoque. Einzelne Verkaufsbereiche wie zum Beispiel die Möbelabteilung waren gar so arrangiert und dekoriert, dass sie sich kaum von einer bürgerlichen Stube oder einem Salon unterschieden.

Innerhalb dieser geschickten räumlichen Inszenierung bürgerlicher Privatsphäre nun bot sich bürgerlichen Frauen also die Möglichkeit, in einer quasi «geschützten Atmosphäre» nach Belieben zu flanieren, sich den Sinnesreizen des Warenangebots hinzugeben und damit Verhaltensweisen auszuprobieren, die im öffentlichen Raum der Stadt den Männern vorbehalten waren. Aus dem Beispiel des Warenhauses wird so in erster Linie eine grundsätzliche Ambivalenz halböffentlicher Räume in Bezug auf Orte emanzipatorischer weiblicher Identitätskonstruktion deutlich: Boten sie bürgerlichen Frauen als Konsumentinnen die Chance, sich vermehrte Kompetenzen und Freiheiten gegenüber ihren Männern als ökonomische Entscheidungsträgerinnen zu erwerben? Oder waren halböffentliche Räume ein zum Schutz des «schwachen» Geschlechts von profitorientierten Männern im Interesse der eigenen Umsatzsteigerung gestaltetes und kontrolliertes Biotop? Und welche andere Funktion denn die einer über die Verführung zum Konsum lancierten «Sozialdisziplinierung» - im

Sinne einer demonstrativen Inszenierung und versuchten Verpflichtung auf bürgerliche Normen - lässt sich daraus für wenig kaufkräftige Frauen aus der Unterschicht ableiten?

Das Beispiel des «Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften» ist bezüglich dieser Fragen erneut von Interesse. Zum einen sind die aus eigener Initiative verwirklichten alkoholfreien Gaststätten lebendiges Zeugnis für ein neues Selbstverständnis, eine neugeschaffene Identität dieser bürgerlichen Frauen im Sinne eines emanzipatorischen Schritts hinaus in die männlich geprägte gesellschaftspolitische Öffentlichkeit. Die Frauen, die diese Gaststätten ins Leben gerufen hatten, waren aus heutiger Sicht eigentliche Managerinnen, die sich selber durch ihr Engagement einen neuen Tätigkeitsbereich erschlossen hatten. Sie schafften es auch, ihrer weiblichen Kundschaft einen ehemals von männlichen Konsumenten besetzten Raum, das Gasthaus, zu öffnen. Es hatte nichts Anrüchiges mehr an sich, in einem Lokal des Frauenvereins allein eine Tasse Kaffee zu trinken. Zum andern reflektiert das sozialpolitische Engagement der zfv-Frauen bezüglich ihrer weiblichen Angestellten nicht nur bürgerliche Wertvorstellungen und Verhaltensnormen, sondern auch das Bestreben, diese auf junge, in ihrer Identität noch ungefestigte Frauen aus den unteren sozialen Schichten zu übertragen und damit das traditionelle Verständnis der Geschlechterrollen zu reproduzieren und breiter zu verankern.

Und heute?

Der öffentliche Raum ist auch heute kein Ort, wo weibliche Identitätsfindung so selbstverständlich stattfinden kann wie diejenige von Männern. Diese Tatsache ist historisch bedingt. Bemühungen raumgestalterischer Art, dichotomisierte Zuschreibungen und Wahrnehmungsmuster aufzubrechen, müssen deshalb immer die komplexen historischen Prozesse berücksichtigen, die zu ihrer Ausgestaltung beigetragen haben.

Adressen der Verfasserinnen:
Monika Imboden, lic. phil. I, und *Franziska Meister*, lic. phil. I, Assistentinnen an der Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Universität Zürich

Anmerkungen

[1]Das bürgerliche Geschlechtermodell basiert auf einer ausgeprägten Polarisierung der Geschlechter mittels jeweils zugeschriebenen charakterlichen Attributen, welche ein stereotypes Idealbild «der Frau» bzw. «des Mannes» generierten. Männer galten als stark, aktiv und rational, Frauen als schwach, passiv und emotional; entsprechend diesen Wesenszuschreibungen war der Mann bestimmt für das Aussen, für das öffentliche Leben, eine Frau hingegen für das Innen, das häusliche Leben. Diese sozialhistorische Konstruktion von Geschlecht ist bis heute in der westlichen Kultur wirksam geblieben. Vgl. *Karin Hausen*: Die Polarisierung der «Geschlechtscharaktere» - Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: *Werner Conze* (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart 1976. S.363-393

[2]Zu diesem Thema vgl. den Beitrag von *Erika Hebeisen*, in: *Monika Imboden; Franziska Meister; Daniel Kurz* (Hg.): Stadt - Raum - Geschlecht. Beiträge zur Erforschung urbaner Lebensräume im 19. und 20. Jahrhundert. Zürich 2000

[3]Vgl. Verein Frauenstadtrundgang Zürich (Hg.): Chratz und Quer. Sieben Frauenstadtrundgänge in Zürich. Zürich 1995. S. 11-32; sowie Geschichte des Kantons Zürich, Bd. 3. Zürich 1994

[4]Vgl. *Thomas Krämer-Badoni*: Die Stadt als sozialwissenschaftlicher Gegenstand. Ein Rekonstruktionsversuch stadtsoziologischer Theoriebildung. In: *Hartmut Häussermann; Detlev Ibsen; u.a.* (Hg.): Stadt und Raum. Soziologische Analysen. Pfaffenweiler 1992. S. 15

[5]Zum Konzept des Flaneurs vgl. *Susan Buck-Morss*: The Flaneur, The Sandwichman and the Whore. In: New German Critique 39 (1986). P. 99-142

[6]*E. A. Kaplan*: Is the Gaze Male? In: *A. Snitow; C. Stansell; S. Thompson* (Hg.): Desire. The Politics of Sexuality. London 1984

[7]Hinweise dazu finden sich in den Zürcher Jahrbüchern für Gemeinnützigkeit der 1880er- und 1890er-Jahre, wo jeweils eine Zusammenfassung der Jahresberichte abgedruckt ist

[8]Vgl. den Beitrag von *Magdalena Rühl* in: Wie Anm. 2

[9]Die Bezeichnung «halböffentlich» bezieht sich in erster Linie auf die juristische Zwischenstellung solcher Räume, da sie zwar meist in Privatbesitz, jedoch für breite Bevölkerungsschichten zugänglich sind

[10]Im französisch- und englischsprachigen Raum existieren zum Phänomen des Warenhauses bereits einige historische Untersuchungen; vgl. insbesondere *Erika D. Rappaports* Publikationen zu «The Halls of Temptation». Gender, Politics, and the Construction of the Department Store in Late Victorian England. In: Journal of British Studies 1996; sowie «A New Era of Shopping». The Promotion of Women's Pleasure in London's East End, 1909-1914. In: *Leo Charney; Vanessa Schwartz* (Eds.): Cinema and the Invention of Modern Life. Berkeley 1995

[11]Vgl. die Untersuchungen von *Michael Frei* in: Wie Anm. 2

Bilder

1: aus: Zürich. La Belle Epoque. Zürich 1973. 2: S. Bertschinger, Landolt-Arbenz AG, Zürich.